

## II. Zur literarischen Prozessierung von Wissen



## Literatur und Wissen Überlegungen zur theoretischen Begründbarkeit ihres Zusammenhangs

Es gehört seit Platon zum offiziellen Wissensbestand der abendländischen Kultur, dass Literatur und Wissen als getrennte Bereiche zu gelten haben. Heinz Schlaffer erläutert diese Trennung wie folgt: »Der Philosoph enterbt den Dichter, indem er ihm die Fähigkeit abspricht, Wissen zu überliefern; das Zeugnis der Musen erkennt er nicht mehr an. Damit verliert die Poesie ihre soziale Aufgabe, Lehre und Weisheit zu sein, an die Philosophie der Gebildeten und an die Religion des Volkes.«<sup>1</sup> Wolfgang Rösler zufolge entsteht in der Antike im Zuge dieses Ausdifferenzierungsprozesses von Wissen (das heißt Philosophie) und Poesie, welcher ganz wesentlich mit der Entstehung und Verbreitung der griechischen Alphabetschrift im Zusammenhang steht, erstmals ein Bewusstsein von Fiktionalität.<sup>2</sup> Trotz dieser Trennung unterstellen Dichter, aber auch Gelehrte und Wissenschaftler der Literatur immer wieder ein ihr eigenes Wissen, welches sich unterschiedlich artikulieren kann. So kann dieses Wissen Dante zufolge in allegorischer Form in der »bella menzogna« der »favole dei poeti«<sup>3</sup> enthalten sein, das heißt der poetische Diskurs wird – nicht anders als der theologische – als mögliche Codierung einer allen Redeformen übergeordneten, von Gott garantierten Wahrheit angesehen. Oder die Dichtung wird, wie im System der »connaissances humaines« von Diderot, als eine Disziplin angesehen, welche sich aus einem der drei Vermögen (»facultés«) des menschlichen Geistes, nämlich der »imagination«, herleitet und damit den Disziplinen der Geschichtsschreibung und der Philosophie gleichgestellt ist.<sup>4</sup> Freud schließlich betrachtet die Dichter als

- 
- 1 Heinz Schlaffer, *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philosophischen Erkenntnis*, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>2005, S. 21.
  - 2 Wolfgang Rösler, »Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike«, in: *Poetica* 12 (1980), S. 283–319. Zur revolutionären kulturellen Bedeutung der griechischen Alphabetschrift vgl. grundlegend Eric A. Havelock, *Preface to Plato*, Cambridge 1963, und ders., *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*, Princeton 1982.
  - 3 Dante Alighieri, *Convivio*, hg. v. Giorgio Inglese, Milano <sup>2</sup>1999, S. 84 (II, 1).
  - 4 Denis Diderot, »Explication détaillée du système des connaissances humaines«, in: Alain Pons (Hg.), *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers (articles choisis)*, Bd. 1, Paris 1986, S. 187ff.

»Bundesgenossen« des Psychoanalytikers, insofern sie »aus Quellen schöpfen, welche wir noch nicht für die Wissenschaft erschlossen haben«. <sup>5</sup>

In der durch solch illustre Vorbilder legitimierten und zunehmend unüberschaubar werdenden Forschung zum Verhältnis zwischen Literatur und Wissen gibt es prinzipiell verschiedene Möglichkeiten, dieses Verhältnis zu konzeptualisieren. <sup>6</sup> Man kann postulieren, (1) dass das in der Philosophie oder in den Wissenschaften generierte Wissen (wie auch die damit verbundenen Seh- und Denkweisen) von der Literatur importiert wird, und somit der Literatur eine wissensrezeptive Rolle zuschreiben. Implizit oder explizit liegt diesem Ansatz, soweit er sich auf die Zeit seit dem 18. Jahrhundert bezieht, häufig die Auffassung einer durch die funktionale Ausdifferenzierung bedingten strikten Trennung der gesellschaftlichen Teilsysteme und ihrer Funktionen im Sinne Niklas Luhmanns zugrunde. Man kann (2) Literatur und Wissenschaft als diskursive Formationen betrachten, welche auf je eigene Weise das Korrelat einer ihnen zugrunde liegenden Episteme im Sinne von Michel Foucault sind. Als theoretische Bezugshorizonte der Alternativen (1) und (2) fungieren die von Luhmann inspirierte Systemtheorie und die auf Foucault fußende Diskursanalyse (beziehungsweise, wie Foucault selbst es nennt, Diskursarchäologie). Insofern sind im Folgenden auch die Prämissen dieser beiden Theorieformationen zu betrachten und auf Kompatibilität zu befragen. Man kann (3) der Literatur die Funktion zuschreiben, dass sie selbst Wissen generiert; und man kann (4) den Wissensgehalt der Literatur infrage stellen. Die genannten vier Positionen haben idealtypischen Charakter; oftmals finden sich in Einzeluntersuchungen Teilaspekte von mehr als nur einer dieser Positionen zugleich. Im Folgenden werden zunächst die vier genannten idealtypischen Positionen anhand von konkreten Beispielen kurz illustriert, bevor dann in einem zweiten Schritt einige grundlegende Überlegungen zur theoretischen Fundierbarkeit der Rede über das Wissen (in) der Literatur angestellt werden.

---

5 Sigmund Freud, *Der Wahn und die Träume in W. Jensens* Gradiva (1907), in: *Studienausgabe*, hg. v. Alexander Mitscherlich et al., Bd. 10, Frankfurt a. M. 1969, S. 9–85, hier S. 14.

6 Vgl. hierzu auch den hilfreichen Überblick bei Nicolas Pethes, »Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht«, in: *IASL* 28/1 (2003), S. 181–231.

## 1. Die vier Grundtypen der Relationierung von Literatur und Wissen

### 1.1 Der Import von Wissen in die Literatur

Dieser Fall dürfte zweifellos am häufigsten vorkommen. Man setzt einen bestimmten Stand des Wissens voraus, wie er in wissenschaftlichen Einzeldisziplinen erarbeitet wurde, und versucht nachzuvollziehen, in welcher Form dieses Wissen in einen bestimmten literarischen Text Eingang gefunden hat. Primäre Quelle des Wissens ist also ein dafür vorgesehener Spezialbereich namens Wissenschaft, der über ein hohes gesellschaftliches Ansehen verfügt und die epistemologischen Leitkategorien definiert, welche von der Literatur übernommen werden. Eine solche Vorgehensweise liegt insbesondere dann nahe, wenn man sich mit einem Autor wie Émile Zola beschäftigt, der in seiner Programmschrift *Le Roman expérimental* (1880) von der Anwendung der von dem Mediziner Claude Bernard entwickelten Experimentalmethode auf die Literatur (»la méthode expérimentale appliquée au roman et au drame«)<sup>7</sup> spricht und damit – wie auch schon seine Vorläufer Balzac und Flaubert – der Wissenschaft eine Modellhaftigkeit für die Literatur zuschreibt. Robert S. April, ein Zola-Kenner, der selbst Mediziner ist, geht in einem Aufsatz den Spuren nach, welche der Comte'sche Positivismus und insbesondere die ihm inhärente utopische Dimension in Zolas Romanen hinterlassen haben.<sup>8</sup> Neben Comte hat Zola auch das sozialutopische Gedankengut von Charles Fourier rezipiert, welches in seinem späten Roman *Travail* (1901) auf der Handlungsebene explizit thematisiert wird. Schließlich findet in diesen Roman auch psychiatrisches Wissen Eingang, und zwar in Gestalt des gelähmten Jérôme Qurignon, der sich – gewissermaßen geläutert durch seine Krankheit – vom kapitalistischen Ausbeuter zum Philanthropen wandelt. Das Krankheitsbild eines Patienten, dessen ganzer Körper infolge eines Gehirnschlages gelähmt ist, der aber noch denk- und wahrnehmungsfähig ist (heute spricht man vom *locked-in syndrome*), war seit 1875 bekannt. Allerdings gab es in der psychiatrischen Literatur jener Zeit keine Hinweise auf die Heilung solcher Patienten. In Zolas Roman wird nun aber der gelähmte Qurignon Jahrzehnte nach seinem Gehirnschlag auf wundersame

---

7 Émile Zola, *Le Roman expérimental*, Paris 1880, S. 1.

8 Robert S. April, »Zola's Utopian Novels. The Use of Scientific Knowledge in Literary New World Models«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 167–189.

Weise wieder gesund. Diese jeder wissenschaftlichen Evidenz entbehrende Heilung hat April zufolge die Funktion, den utopischen Gehalt des Romans zu unterstreichen:

Zola's text does not provide the scientific details of management of such paralyzed patients – such as, the treatment of bedsores, hyponutrition, supervening infection – which are today's common causes of death after paralysis of neurological origin – and so, provides no justification for Jérôme's long life. Rather, it might be interpreted as a description of hysterical paralysis, thought in Zola's time to have a hereditary basis, to provide Jérôme's speech with legitimacy when he supports Luc's socialist theories, proclaimed as just and proper by the patriarch who has lived in a mute, immobile state for 36 years, watching and suffering the ruination and degradation of his family, before being able to speak his mind about justice and repentance. [...] After all is said and done, this paralysis is a pseudo-scientific event used to validate a textual denouement – the redemption of the degenerate family by an act of faith and justice. It is scientific thinking contributing to literary esthetic.<sup>9</sup>

In dieser Betrachtungsweise erscheint wissenschaftliches Wissen als Material, welches vom literarischen Text selektiv aufgegriffen und einer literaturspezifischen Codierung unterworfen wird. Dadurch aber wird das importierte Material seines wissenschaftlichen Charakters beraubt, Jérôme Qurignons Lähmung und ihre Heilung werden zu einem »pseudo-scientific event«, welches seinen Sinn nur innerhalb der Handlungslogik des Romans haben kann. Damit ist zugleich eine klare Hierarchisierung vorgenommen: Die Wissenschaft ist die Quelle des Wissens, die Literatur depotenziert dieses Wissen, stellt es in den Dienst ästhetischer Zwecke und ist der Wissenschaft somit in letzter Konsequenz nachgeordnet.

### 1.2 Diskurs und Gegendiskurs

Als Beispiel sei hier Rainer Warnings Zola-Studie genannt.<sup>10</sup> Warning liest Zolas Romane als konterdiskursive Inszenierungen der Episteme des 19. Jahrhunderts. Foucaults bekannter These aus *Les mots et les choses* zufol-

---

9 Ebd., S. 186.

10 Rainer Warning, »Kompensatorische Bilder einer »wilden Ontologie«: Zolas *Les Rougon-Macquart* (1990), in: ders., *Die Phantasie der Realisten*, München 1999, S. 240–268. Aurélie Barjonet bezeichnet in ihrem kenntnisreichen Überblick zur deutschsprachigen Zola-Forschung Warnings Studie als »eine der fruchtbarsten Foucault-Lektüren von Zola«; vgl. »Zola, die Wissenschaft und die deutsche Literaturwissenschaft«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochen-*

ge zeichnet sich diese Episteme durch die Suche nach dem Ursprung aus, durch eine durchgehende Historisierung des Wissens; damit steht sie in Opposition zur klassifikatorischen Episteme des 18. Jahrhunderts. Foucaults Epistemekonzept, so Warning, ermögliche einen vereinheitlichen Blick auf die dominanten Wissenschaftsparadigmen des 19. Jahrhunderts; das »befremdliche[.] Nebeneinander von positivistischer Selbstbeurteilung und hermeneutischer Spekulation«<sup>11</sup> werde somit erst verständlich. Nutznießer dieses neuen Blicks auf die Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts sei auch Zola, der sich mit dem »Pathos der Suche nach Ursprüngen«<sup>12</sup> identifiziert habe. Wenn Warning damit einerseits den Romancier Zola in »Grundtendenzen der Episteme seiner Zeit« einordnet, so gilt ihm mit Foucault andererseits die Literatur als Gegendiskurs: »Literarische Texte sind immer schon bestimmte Inszenierungen einer gegebenen Episteme.«<sup>13</sup> In diesem Sinne liest Warning die in Zolas Romanen enthaltenen Gewalt- und Transgressionsphantasien als »kompensatorisch bezogen auf die Defizite eines harmonistischen Vitalismus«: »Zolas Transgressionsphantasie steigert die vitalistischen Diskurse seiner Zeit bis hin zu dem Punkt, da sie umschlagen in Todesphantasmagorien, deren entfesselte Bildlichkeit genau das hereinspielt, was die Wissensdiskurse selbst ausgrenzen.«<sup>14</sup> Wenn nun aber stimmt, was Foucault sagt und was Warning zitiert, dass nämlich die Erfahrung des Lebens in der Episteme des 19. Jahrhunderts von so grundlegender und umfassender Bedeutung sei, dass sie zugleich auch die des Todes beinhalte, dass also diese Erfahrung des Lebens wie eine »wilde Ontologie« funktioniere, »qui chercherait à dire l'être et le non-être indissociables de tous les êtres«,<sup>15</sup> dann erscheint die Literatur ja weniger als Gegendiskurs denn vielmehr als Seismograph, an dem sich die Spielräume und Grenzen dessen ablesen lassen, was im Rahmen einer gegebenen Episteme möglich ist. Mit anderen Worten: Die Literatur wäre ihrerseits (ein wie auch immer vermittelter) Ausdruck der

---

*schwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 191–216, hier S. 211.

11 Warning, »Kompensatorische Bilder einer ›wilden Ontologie‹«, S. 241.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 242. Vgl. hierzu auch Rainer Warning, »Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault«, in: ders., *Die Phantasie der Realisten*, München 1999, S. 313–345.

14 Warning, »Kompensatorische Bilder einer ›wilden Ontologie‹«, S. 245.

15 Michel Foucault, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966, S. 291.

Episteme. Ob man der Literatur einen konterdiskursiven Sonderstatus zubilligen möchte oder nicht – in jedem Falle ist das eigentliche Wissen (oder genauer: die Bedingungen dessen, was man wissen kann) in Foucaults diskursarchäologischem Ansatz den (wissenschaftlichen oder literarischen) Diskursen vorgelagert. Ort dieses Wissens beziehungsweise dessen transzendente Ermöglichungsbedingung ist das, was Foucault als Episteme bezeichnet. Spuren der Episteme lassen sich in allen Arten von Diskursen finden, selbst im Gegendiskurs der Literatur.

### 1.3 Literatur generiert Wissen

Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden. Im ersten Fall generiert Literatur auf literaturspezifische Art und Weise ein Wissen, welches seinen Ort eigentlich in einem außerliterarischen Zusammenhang hat. Im zweiten Fall handelt es sich um sprachlich induziertes Wissen, welches außerhalb der Literatur – und das heißt: außerhalb des Prozesses literarischer Kommunikation zwischen Text und Leser – nicht existiert. Ein Beispiel für den ersten Fall findet sich in einem Aufsatz von Weertje Willms.<sup>16</sup> Gogol's *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen* (1834) und Büchners *Lenz* (1839) enthalten vollständige Symptombeschreibungen psychischer Erkrankungen (Psychose und Schizophrenie), welche im psychiatrischen Schrifttum der Zeit in dieser Form nicht existierten und somit von den Autoren aus diesem Schrifttum nicht rezipiert werden konnten. Erst später wurde im psychiatrischen Diskurs das eingeholt, was Gogol' und Büchner längst dargestellt hatten. Daher vertritt Willms die These, dass diese Texte mit literarischen Mitteln psychiatrisches Wissen generiert haben. Dem literarischen Text wird hier also explizit die Funktion der Wissenserzeugung zugeschrieben. Insbesondere mittels der nur in literarischen Texten möglichen Innenperspektive könne dem Außenstehenden ein Verständnis psychischer Erkrankungen ermöglicht werden. Die Literatur sei demnach in der Lage, »spezifisches Wissen zu generieren, welches andere Diskursysteme

---

16 Weertje Willms, »Wissen um Wahn und Schizophrenie bei Nikolaj Gogol' und Georg Büchner. Vergleichende Textanalyse von *Zapiski sumasšedšego (Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen)* und *Lenz*«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 89–109.



me so nicht hervorbringen können. Somit stellt die Literatur ein eigenständiges Medium der Erkenntnis dar.«<sup>17</sup>

Ein Beispiel für den zweiten Fall ist eine Untersuchung von Christian Kohlroß.<sup>18</sup> Er zeigt an Texten von Kleist und Novalis, dass es ein Wissen geben könne, welches sich nur im sprachlichen Vollzug einstelle. Dieses Wissen beruhe auf Überzeugung und Rechtfertigung, ihm fehle jedoch die Dimension der Wahrheit. Damit entspreche dieses Wissen nicht der seit Platon üblichen Definition, wonach Wissen sich auf Überzeugung, Rechtfertigung und Wahrheit begründet. Das Besondere der Literatur sei es, so Kohlroß, dass sie durch die Vermittlung von Perspektiven, Haltungen, Einstellungen, also durch literarische Darstellungsformen, Festlegungen vornehme und diese auch sprachlich begründe. Resultat dieses Prozesses sei die Vermittlung von Wissen. Demzufolge sei Literatur nicht ein Speicher von Wissen, sondern ein Medium, ja man könne sagen: ein Sinnesorgan des Wissens. So wie man sich der Augen bediene, um zu sehen, bediene man sich der Literatur, um dasjenige Wissen zu erwerben, welches ihr intrinsischer Bestandteil sei.<sup>19</sup>

#### 1.4 Die Problematisierung des Wissensbegriffs in Bezug auf Literatur

Tilmann Köppe unterscheidet zwei Formen des Wissens: das personale und das impersonale Wissen.<sup>20</sup> Das personale Wissen zeichne sich durch vier zentrale Merkmale aus: (1) Es sei ein zweistelliges Prädikat: »Wer etwas weiß, tritt [...] in eine bestimmte Beziehung – eben die des Wissens – zu einem bestimmten Inhalt oder Gehalt.«<sup>21</sup> (2) Es sei eine »zeitabhängige Relation zwischen Personen und Propositionen«,<sup>22</sup> das heißt, Wissen könne von Personen erworben und auch wieder vergessen werden. (3) Wissen sei ein restriktiver Begriff; es definiere sich seit Platon durch eine Überzeu-

17 Ebd., S. 104.

18 Christian Kohlroß, »Ist Literatur ein Medium? Heinrich von Kleists *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* und der *Monolog* des Novalis«, in: Thomas Klunker/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 19–33.

19 Vgl. auch die Bezugnahme auf Kohlroß im Schlussteil dieses Beitrags (unten, S. 162).

20 Tilmann Köppe, »Vom Wissen in Literatur«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, N. F. 17/2 (2007), S. 398–410.

21 Ebd., S. 400.

22 Ebd.

gungsbedingung, eine Wahrheitsbedingung und eine Rechtfertigungsbedingung. (4) Wissen habe eine normative Komponente, das heißt, es berechtere dazu, »jene Dinge, die man weiß, mit Wahrheitsanspruch zu behaupten.«<sup>23</sup> In Bezug auf Literatur von personalem Wissen zu sprechen, sei nun, so Köppe, problematisch, weil (1) Texte keine Personen seien und mithin nichts wissen könnten, und (2) die anhand fiktionaler Texte gewonnenen Auffassungen in aller Regel nicht die Rechtfertigungsbedingung erfüllten, die für Wissen notwendig sei.

Unter impersonalem Wissen verstehe man dasjenige Wissen, welches nicht einzelne Personen besäßen, sondern welches in Büchern, Enzyklopädien oder Archiven niedergelegt sei und bewahrt werde. Dieser Begriff, so Köppe, sei indes problematisch, weil er eigentlich elliptisch sei: »Die Rede von ›in Büchern enthaltenem Wissen‹ besagt demnach (natürlich) nicht, dass ein Buch etwas weiß, sondern dass jemand sein Wissen in einem Buch niedergelegt hat.«<sup>24</sup> Verstehe man dagegen das impersonale Wissen so, dass damit nicht eine Beziehung (zwischen einer Person und einem Wissensgehalt), sondern ein beliebiger Gehalt gemeint sei, so handle man sich das Problem ein, dass man unterscheiden müsse, welche Gehalte von Büchern Wissen seien und welche nicht, denn »[...] nicht von allem, was in Büchern steht, ist jedermann (oder irgendwer) überzeugt. Mir scheint, der einzige Grund, weshalb man von ›Wissen in Büchern‹ sprechen könnte, ist der, dass tatsächlich (personales) Wissen in das fragliche Buch eingegangen ist.«<sup>25</sup> Insofern lässt sich das impersonale Wissen auf das personale Wissen zurückführen, was die Konsequenz hat, dass man nicht vom Wissen der Literatur sprechen sollte, sondern vorsichtiger von in Literatur zum Ausdruck kommenden Auffassungen, wobei eine Auffassung eine propositionale Einstellung sei, »deren Wahrheits- und Begründungsstatus offen ist.«<sup>26</sup> In bestimmten Fällen handle es sich um wissenschaftliche Auffassungen, und von Wissen würde man nur in solchen Fällen sprechen, in denen »tatsächlich ein Fall von (personalem) Wissen vorliegt.«<sup>27</sup>

---

23 Ebd., S. 401.

24 Ebd., S. 405.

25 Ebd., S. 407.

26 Ebd., S. 409.

27 Ebd., S. 410.

## 2. Die theoretische Fundierbarkeit des Zusammenhangs von Wissen und Literatur: Systemtheorie und Diskursanalyse

Im Folgenden möchte ich darlegen, unter welchen theoretischen Voraussetzungen die Rede vom Wissen (in) der Literatur möglich und sinnvoll erscheint. Nach einer – elementaren – Klärung der zentralen Begriffe *Literatur* (2.1) und *Wissen* (2.2) soll auf zwei wichtige Theoriefelder, die im Vorigen bereits mehrfach erwähnt wurden, eingegangen werden, nämlich Systemtheorie (2.3) und Diskursanalyse (2.4). Schließlich soll auf dieser Grundlage das Konzept einer Poetologie des Wissens vorgestellt und kritisch diskutiert werden (2.5).

### 2.1 Literatur

Der Terminus *Literatur* bedeutet (1) im weiten Sinne alles Geschriebene, Schrifttum aller Art; so spricht man von Fachliteratur, Forschungsliteratur, Literatur zu einem bestimmten Thema. (2) In einem engeren Sinne bezeichnet der Begriff *Literatur* seit dem späten 18. Jahrhundert dasjenige Schrifttum, welches bestimmten ästhetischen (beziehungsweise poetischen) Kriterien unterliegt und in der Regel fiktionalen Charakter aufweist. Was aber sind ästhetische (beziehungsweise poetische) Kriterien und was heißt: fiktionaler Charakter?<sup>28</sup>

#### 2.1.1 Ästhetisch/poetisch

Das Adjektiv *ästhetisch* ist abgeleitet vom griechischen Wort *aisthesis*, ›Wahrnehmung‹. Das Ästhetische hat also etwas mit Wahrnehmung zu tun: Einer bekannten Definition zufolge ist die ästhetische (beziehungsweise poetische) Funktion der Sprache diejenige, welche die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf die Botschaft um ihrer selbst willen lenkt.<sup>29</sup> Man kann verallgemeinernd sagen, dass ein ästhetischer Text die Wahrneh-

---

28 Vgl. hierzu ausführlicher Thomas Klinkert, »Was ist Literatur?«, in: ders., *Einführung in die französische Literaturwissenschaft*, Berlin <sup>5</sup>2017, S. 20–34; dort finden sich auch weiterführende Literaturhinweise.

29 Roman Jakobson, »Linguistics and Poetics« (1960), in: ders., *Selected Writings*, hg. v. Stephen Rudy, Bd. 3: *Poetry of Grammar and Grammar of Poetry*, Den Haag/Paris/New York 1981, S. 18–51, hier S. 25: »The set (*Einstellung*) toward the message as such, focus on the message for its own sake, is the poetic function of the language.«

mung des Rezipienten in besonderer Weise in Anspruch nimmt, dass er sie verfremdet beziehungsweise deautomatisiert. Wie ästhetische Texte dies erreichen können, dafür gibt es kein Patentrezept; mit anderen Worten: Die in ästhetischen Texten zur Anwendung kommenden Verfahren unterliegen historischem Wandel. Sonette von Petrarca (14. Jahrhundert), Ronsard (16. Jahrhundert), Baudelaire (19. Jahrhundert) und Rilke (20. Jahrhundert) haben zwar einerseits gewisse formale Merkmale gemeinsam; sie differieren voneinander andererseits jedoch grundlegend, nicht nur formal, sondern auch und vor allem hinsichtlich der zugelassenen Themen und der erlaubten sprachlichen Register. Ein ästhetischer Text ist somit einer, der – in historisch je unterschiedlicher Weise – die Wahrnehmung des Rezipienten besonders in Anspruch nimmt, etwa indem er ihn lehrt, eine ihm vertraute Sache auf völlig neue Art und Weise zu sehen.<sup>30</sup> Dieser Vorgang impliziert stets auch, dass die sprachliche Verfasstheit des Textes mit beobachtet wird. Man rezipiert einen ästhetischen Text niemals nur als neutrales Medium, sondern betrachtet ihn stets auch um seiner selbst willen. Daraus folgt, dass, wenn in ästhetischen Texten Wissen enthalten ist, bei der Betrachtung dieses Wissens auch die ästhetische Codierung mit zu berücksichtigen ist. Ästhetische Texte sind niemals bloß transparent auf außertextuelle Wirklichkeiten, neben der Fremdreferenz läuft in ihnen immer auch die Selbstreferenz mit. In diesem Zusammenhang muss schließlich erwähnt werden, dass es eine Bedeutungsüberschneidung der Adjektive *ästhetisch* und *poetisch* gibt. Jakobsons ästhetische Funktion heißt auch, wie bereits erwähnt, die poetische Funktion. *Poetisch* kommt vom griechischen Wort *poiein*, ›herstellen, machen‹. Ein poetischer Text ist einer, der das eigene Gemachtsein ausstellt. Insofern bezeichnen die beiden Begriffe die zwei Seiten einer Medaille: Der poetische Text hebt seine eigene sprachliche Verfasstheit hervor und bewirkt dadurch beim Rezipienten eine bestimmte Form der gesteigerten Wahrnehmung, wird also dadurch zum ästhetischen Text.

---

30 Vgl. hierzu Viktor Šklovskij, »Kunst als Verfahren« (1916), in: Jurij Striedter (Hg.), *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, München 41988, S. 3–35, hier S. 15: »Ziel der Kunst ist es, ein Empfinden des Gegenstandes zu vermitteln, als Sehen, und nicht als Wiedererkennen; das Verfahren der Kunst ist das Verfahren der ›Verfremdung‹ der Dinge und das Verfahren der erschwerten Form, ein Verfahren, das die Schwierigkeit und Länge der Wahrnehmung steigert, denn der Wahrnehmungsprozeß ist in der Kunst Selbstzweck und muß verlängert werden [...].«

## 2.1.2 Fiktion

Der Fiktionsbegriff gehört zu den wichtigsten Bestimmungsbegriffen von Literatur. Im Grunde steckt er bereits im antiken Begriff der *Mimesis*, ›Nachahmung, Darstellung‹.<sup>31</sup> Fiktion kommt von lateinisch  *fingere* , ›bilden, erdichten, erfinden‹. Nun ist jedoch nicht alles Erfundene Teil der Literatur und umgekehrt ist nicht alles in literarischen Texten Dargestellte zwangsläufig etwas Erfundenes. Man muss den Fiktionsbegriff also weiter spezifizieren, will man ihn als Definiens für Literatur verwenden. Eine wichtige Unterscheidung ist das Begriffspaar *fiktiv* vs. *fiktional*. *Fiktiv* bezieht sich auf den Gegenstand der Darstellung (*énoncé*), *fiktional* auf den Akt des Darstellens (*énonciation*).<sup>32</sup>

Was heißt das? Man kann in einem Text etwas Erfundenes darstellen, zum Beispiel dass ein sprechender Wolf ein kleines Mädchen und seine Großmutter auffrisst, ohne sie zu zerkauen, und dass ein zufällig vorbeikommender Jäger dem Wolf dann den Bauch aufschneidet, um die Aufgefressenen unversehrt wieder herauszuholen. Im Falle des Märchens wird der fiktive Charakter des Dargestellten dadurch erkennbar, dass man als Leser einen Abgleich mit dem eigenen Erfahrungshorizont und dem darauf beruhenden Wirklichkeitsmodell vornimmt. Es widerspricht jeder menschlichen Erfahrung, dass der in *Rotkäppchen* erzählte Handlungsablauf möglich wäre. Was aber nach den Gesetzen der Erfahrung beziehungsweise nach dem von den Lesern vorausgesetzten Wirklichkeitsmodell nicht möglich ist, kann logischerweise nur erfunden sein. Insofern wird im Märchen die Fiktivität des Dargestellten auf der Ebene des *énoncé* verankert.

Damit es aber überhaupt als zulässig erscheint, etwas Erfundenes so darzustellen, als hätte es sich tatsächlich ereignet, bedarf es einer kommunikativen Übereinkunft. Diese Übereinkunft verhindert unter anderem, dass man das Erfundene als Lüge betrachtet. Sie verhindert aber auch, dass man es wie Don Quijote für buchstäblich wahr hält. Diese Übereinkunft wird geschlossen auf der Ebene der *énonciation*, des Sprechakts, also auf der pragmatischen Textebene. Ein Text, welcher es sich selbst zugesteht,

31 Zum Mimesis-Begriff und seinem Zusammenhang mit dem modernen Fiktionsbegriff vgl. zum Beispiel Christopher Prendergast, *The Order of Mimesis. Balzac, Stendhal, Nerval, Flaubert*, Cambridge 1986; Jürgen H. Petersen, *Mimesis – Imitatio – Nachahmung. Eine Geschichte der europäischen Poetik*, München 2000.

32 Vgl. hierzu auch die Ausführungen im Beitrag ›Literatur als Fiktionstheorie (Cervantes, Diderot, Perec)‹ im vorliegenden Band auf S. 51.

dass er Erfundenes im Modus der Wahrheitsaussage mitteilt, und der von seinem Leser verlangt, dass dieser nicht darauf hereinfalle, dem Text aber dennoch im Rahmen der von ihm entworfenen fiktiven Welt Glauben schenke, sich also gewissermaßen kommunikativ aufspalte, beruht auf einem fiktionalen Sprechakt. Ein solcher fiktionaler Sprechakt kann sich selbst durch bestimmte Markierungen zu erkennen geben, etwa durch das bekannte »Es war einmal« des Märchens oder auch durch bestimmte Gattungsbezeichnungen im Paratext (Roman, Novelle, Fabel).<sup>33</sup> Er kann, er muss es aber nicht.<sup>34</sup> Insofern lässt Literatur sich definieren als jene institutionalisierte Form der Rede, in welcher die Fiktionalität des Sprechaktes (sei diese markiert oder nicht) und die Fiktivität des Dargestellten miteinander korrelieren.

Das bedeutet nun indes keineswegs, dass alles in fiktionaler Rede Dargestellte zwangsläufig fiktiv sein muss. Es bedeutet nur, dass die Möglichkeit besteht, dass es fiktiv ist. Mit anderen Worten: Wer in nicht-fiktionaler Rede etwas behauptet, muss im Zweifelsfall in der Lage sein, Gründe für das Behauptete und Belege für dessen Wahrheit anzuführen.<sup>35</sup> Wer dagegen in fiktionaler Rede etwas behauptet, muss weder Gründe noch Belege dafür beibringen. Er kann nicht für seine Aussagen haftbar gemacht werden. Die Opposition wahr vs. falsch wird also im fiktionalen Sprechakt auf der Ebene der textexternen Pragmatik neutralisiert. Auf der Binnenebene der durch den fiktionalen Sprechakt konstituierten fiktiven Welt dagegen behält die Opposition wahr vs. falsch selbstverständlich weiterhin ihre Gültigkeit.

### 2.2 Wissen

Wenn nun also gilt, dass Literatur eine institutionalisierte Form der Rede ist, in der (a) die Wahrnehmung des Rezipienten in besonderer Weise in

---

33 Zur Markierung von Fiktionalität vgl. Gérard Genette, *Fiction et diction*, Paris 1991, S. 65–94.

34 Vgl. hierzu Remigius Bunia, *Faltungen. Fiktion, Erzählen, Medien*, Berlin 2007. Fiktion ist Bunia zufolge als eine »Faltung« (das heißt eine Unterscheidung, die zwei verschiedene Anschlussmöglichkeiten eröffnet, ohne eine von ihnen zu konditionieren) zu betrachten, »insofern es aufgrund von Eigenschaften eines Textes keinerlei zwingende Gründe gibt, ihn als fiktionalen oder als nicht-fiktionalen Text einzuordnen.« (S. 99)

35 John R. Searle, »Der logische Status fiktionaler Rede« (1974/75), in: Maria E. Reicher (Hg.), *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit*, Paderborn 2007, S. 21–36.

Anspruch genommen wird, in der es (b) mindestens ebenso sehr um die Form der Darstellung wie um das Dargestellte geht, und in der (c) die Opposition wahr vs. falsch auf der Ebene der textexternen Pragmatik neutralisiert wird, dann wird klar, dass es nicht gerade auf der Hand liegt, zu vermuten, literarische Texte seien ein privilegierter Ort des Wissens. Denn was bedeutet Wissen? Eine auf Platon zurückgehende und oben bereits erwähnte Definition besagt, dass Wissen eine Überzeugung ist, die sowohl wahr als auch gerechtfertigt sein muss. Wenn dies aber zutrifft, dann kann Wissen nur schwer durch literarische Texte vermittelt werden, in denen wir ja häufig Sätze folgender Art zu lesen bekommen: »Der Wolf gedacht bei sich, das ist ein guter fetter Bissen für mich, wie fängst du an, dass du den kriegst [...]«. <sup>36</sup> Nicht nur haben wir es hier mit einem Tier zu tun, welches die Fähigkeit besitzt zu sprechen und zu denken, sondern außerdem kann der Erzähler die Gedanken dieses Tieres auch noch lesen und wiedergeben. In doppelter Weise weicht der zitierte Satz also von dem um 1800 wie auch heute noch gültigen Wirklichkeitsmodell ab, in dem es weder vorgesehen ist, dass Tiere sprechen und denken können, noch, dass Menschen in der Lage sind, Gedanken zu lesen. Als Autor und als Leser eines solchen Textes kann man also schlechthin nicht die wahrheitskonforme und gerechtfertigte Überzeugung haben, dass der Wolf, wie im Märchen der Brüder Grimm dargestellt, die oben mitgeteilten Gedanken tatsächlich gehabt habe – und dass der Erzähler dies wissen könne, so als könnte er in den Kopf des Wolfes hineinschauen.

Man könnte einwenden, dass das Märchen ein Sonderfall von Literatur sei. Im realistischen Roman dagegen verhalte es sich anders, da koinzidiere das Wirklichkeitsmodell mit dem allgemein gültigen und insofern enthalte dieser anerkannte Formen von Wissen. Wenn man indes genauer hinsieht, dann erkennt man, dass auch in realistischen Romanen Erzähler die Gedanken ihrer Figuren lesen können. Und auch hier gibt es Sachverhalte, die nicht mit unserem Wirklichkeitsmodell in Einklang zu bringen sind; man denke an Balzacs *La Peau de chagrin* (eine Eselshaut verfügt über magische Kräfte), an Wildes *The Picture of Dorian Gray* (ein Bild verfügt über magische Kräfte), an Kafkas *Verwandlung* (ein Mensch verwandelt sich in ein Insekt), an Grass' *Blechtrommel* (ein Mensch kann mit seiner Stimme Glas zerbrechen) usw. Wie also kann man der Literatur trauen,

---

36 »Rothkäppchen«, in: *Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Urfassung 1812/1814. Mit einem Nachwort von Peter Dettmering, Bd. 1, Lindau o. J., S. 78–81, hier S. 79.

wenn man in ihr stets mit solchen Aussagen rechnen muss, die nach allgemeiner Auffassung nicht wahr sein können? Wie kann man die wahren von den unwahren Aussagen unterscheiden? Wenn man dies aber, wie es den Anschein hat, nicht (oder nicht ohne Weiteres) kann, wie lässt sich dann die Auffassung begründen, Literatur enthalte Wissen? Um diese Frage beantworten zu können, müssen in den beiden folgenden Abschnitten Grundbegriffe der Systemtheorie und der Diskursanalyse eingeführt werden.

### 2.3 Systemtheorie

Niklas Luhmann betrachtet die Gesellschaft aus systemtheoretischer Perspektive. Das heißt, er unterscheidet ganz grundsätzlich zwischen System und Umwelt. Systeme können lebende Organismen sein, psychische, aber auch soziale Systeme. Jedes System ist zugleich für sich betrachtet System und Umwelt für andere Systeme. Umwelt und System definieren sich wechselseitig, denn ein System wird nur dadurch zum System, dass es sich von seiner Umwelt durch eine Grenze abtrennt. Innerhalb des Systems laufen bestimmte Prozesse und Operationen ab, die das System aufrechterhalten. Diese Operationen sind abhängig von der Struktur des Systems. (In psychischen Systemen sind das zum Beispiel Gedanken, in sozialen Systemen sind es Kommunikationen.) Ein System ist nicht von außen, durch seine Umwelt, determiniert, sondern von innen, durch seine Struktur. (Die Umwelt kann ein System nur negativ determinieren, nämlich indem sie es zerstört.) Die auf der Basis seiner Struktur erfolgenden Operationen des Systems beruhen auf dem Prinzip der Autopoiesis. Dieser von dem Biologen Humberto Maturana geprägte Begriff besagt, »dass ein System seine eigenen Operationen nur durch das Netzwerk der eigenen Operationen erzeugen kann«. <sup>37</sup> Was außerhalb der Systemgrenze liegt, kann vom System beobachtet und interpretiert werden; das System hat aber keinen direkten Kontakt mit den Elementen der Umwelt und damit auch keinen direkten, unmittelbaren Zugriff auf sie. Wie das System seine Umwelt wahrnimmt und interpretiert, hängt nicht von der Umwelt ab, son-

---

37 Niklas Luhmann, *Einführung in die Systemtheorie*, hg. v. Dirk Baecker, Darmstadt 2003, S. 109. Vgl. auch den Beitrag »Fiktion und Autopoiesis. Überlegungen zum epistemischen Status der Literatur am Beispiel von *Don Quijote*« im vorliegenden Band, S. 23–46.



dern von den strukturellen Bedingungen des Systems. Ein Mensch nimmt seine Umwelt aufgrund der ihm eigenen Sinnesorgane anders wahr als eine Fledermaus, eine Fliege oder ein Hund, das heißt, seine Sinnesorgane wählen andere Daten aus und verarbeiten sie zu Informationen als die der genannten Tiere, und das, obwohl die Umwelt objektiv für alle gleich ist (aber was heißt in diesem Zusammenhang *objektiv?*).

Die einzige Möglichkeit einer Verbindung zwischen System und Umwelt ist die strukturelle Kopplung. Diesen ebenfalls von Maturana geprägten Begriff reformuliert Luhmann, indem er sagt, dass durch strukturelle Kopplung die Umwelt in Ausgeschlossenes und Eingeschlossenes gespalten werde. Dadurch werden die relevanten Beziehungen zwischen System und Umwelt stark reduziert und es wird dem System ermöglicht, Irritationen und Perturbationen als Informationen zu verstehen. Geschieht dies, dann ist das System in der Lage, seine Strukturen entsprechend anzupassen oder Operationen so einzusetzen, dass die eigenen Strukturen transformiert werden.<sup>38</sup>

Wie lässt sich die Systemtheorie auf die Gesellschaft übertragen? Luhmann zufolge besteht die moderne Gesellschaft westeuropäischer Prägung aus verschiedenen Funktionsbereichen wie Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft, Recht, Religion. Diese Funktionsbereiche stehen zueinander nicht in einer hierarchischen Beziehung, sondern sind autonom und operativ geschlossen, stellen also von ihrer Umwelt abgegrenzte Systeme dar. Jedes System hat in der funktional differenzierten Gesellschaft eine bestimmte, nur von ihm zu erfüllende Funktion. So ist es die Funktion des politischen Systems, Machtbeziehungen zu regeln. Die Wirtschaft hat die Funktion, für die Verteilung knapper Güter zu sorgen. Die Funktion der Kunst ist es, das Unbeobachtbare sichtbar zu machen. Die Wissenschaft dagegen hat die Funktion, neues, unwahrscheinliches Wissen zu gewinnen. Dieser Theorie zufolge können die sozialen Systeme einander in ihrer Funktion nicht substituieren, das heißt die Politik kann nicht an die Stelle der Wirtschaft treten, die Kunst nicht an die Stelle der Religion, das Recht nicht an die Stelle der Politik – auch wenn im politischen Tagesgeschäft oft das Gegenteil suggeriert wird.<sup>39</sup>

38 Vgl. ebd., S. 121.

39 Vgl. zum Beispiel die Titelseite der *Süddeutschen Zeitung* vom 26. Januar 2009: »Kampf gegen die Wirtschaftskrise. Obama will die Wall Street zähmen. Der neue US-Präsident plant stärkere Kontrolle des Finanzmarkts und wirbt für größtes Konjunkturpaket aller Zeiten«. Durch solche Entscheidungen wird suggeriert, dass die Politik die Möglichkeit

Die Nicht-Substituierbarkeit der Systeme hängt damit zusammen, dass jedes System die zu seinem Funktionieren benötigten Elemente einer systemspezifischen Codierung unterwirft. Diese Codierung erfolgt nach Maßgabe einer Leitdifferenz. So funktioniert beispielsweise das System der Wissenschaft nach der Leitdifferenz wahr/falsch, das System der Wirtschaft nach der Leitdifferenz haben/nicht haben, das System der Kunst nach der Leitdifferenz schön/hässlich. Etwas wissenschaftlich Falsches, weil Überholtes, kann in einem Kunstwerk ästhetisch nutzbar gemacht werden, wie man zum Beispiel an Goethes *Wahlverwandtschaften* sehen kann. Die »chemische Gleichnisrede« wird als wissenschaftlich veraltet markiert, wäre demnach im Wissenschaftssystem nicht mehr zu gebrauchen,<sup>40</sup> dient aber als suggestive Metapher für das komplexe Beziehungsmodell, welches im Zentrum der Handlung des Romans steht. (Allerdings zeigt sich dann bei genauerer Analyse, dass die Gleichnisrede die tatsächlichen Beziehungen zwischen den vier Protagonisten nicht abbildet, was wiederum bei einer Interpretation des Romans ausgewertet werden muss.) Die Systeme sind autonom und funktionieren autopoietisch, das heißt sie produzieren die für ihre systeminternen Operationen erforderlichen Elemente selbst. Kunst entsteht nicht primär durch Input aus der außerkünstlerischen Wirklichkeit, also aus der Umwelt, sondern durch die Transformation von im Kunstsystem bereits enthaltenen Formelementen.<sup>41</sup>

Legt man diese Theorie zugrunde, so leuchtet unmittelbar ein, dass es nicht die Funktion der Kunst beziehungsweise der Literatur als ihres Teilbereiches sein kann, das zu produzieren, was das Wissenschaftssystem er-

---

habe, stellvertretend für das Wirtschaftssystem zu handeln. Dabei kann die Politik lediglich die Rahmenbedingungen ändern, unter denen das Wirtschaftssystem operiert, sie kann also nicht das System, sondern nur seine Umwelt verändern. Ob die politischen Maßnahmen den gewünschten Effekt haben, hängt dann aber nicht von der Politik, sondern von der Wirtschaft ab, also von der Art und Weise, wie die Wirtschaft ihre (gewandelte) Umwelt beobachtet und interpretiert.

40 Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*, in: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 6, Nachdruck: München 1982, S. 242–490, hier S. 270.

41 Vgl. das von den russischen Formalisten entwickelte Konzept der literarischen Reihe: Viktor Šklovskij, »Der Zusammenhang zwischen den Verfahren der Sujetfügung und den allgemeinen Stilverfahren« (1916), in: Jurij Striedter (Hg.), *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, München <sup>4</sup>1988, S. 37–121, hier S. 51: »Ein Kunstwerk wird wahrgenommen auf dem Hintergrund und auf dem Wege der Assoziierung mit anderen Kunstwerken. Die Form des Kunstwerks bestimmt sich nach ihrem Verhältnis zu anderen, bereits vorhandenen Formen. [...] Nicht nur die Parodie, sondern überhaupt jedes Kunstwerk wird geschaffen als Parallele und Gegensatz zu einem vorhandenen Muster.«

zeugt, nämlich ein der Leitdifferenz wahr/falsch unterliegendes Wissen. Sehr wohl aber kann Kunst qua struktureller Kopplung Wissens Elemente aus ihrer Umwelt beobachten und zu systemspezifischen Informationen verarbeiten. Um die daraus resultierenden Sinneffekte genauer beschreiben zu können, empfiehlt sich ein Theoriewechsel.

## 2.4 Diskursanalyse

Legt die Luhmann'sche Systemtheorie den Akzent auf die Differenz der sozialen Systeme, so zeichnet sich die von Michel Foucault entwickelte Diskursanalyse dadurch aus, dass sie alle überlieferten Texte im Hinblick auf das in ihnen enthaltene Wissen grundsätzlich gleich behandelt. Zwar räumt Foucault durchaus ein, dass Diskurse institutionalisiert sind und bestimmten historisch spezifischen Regularitäten unterliegen, doch geht es ihm in seinem Buch *Les mots et les choses* darum zu zeigen, was allen Äußerungen einer Epoche (welche er als Episteme bezeichnet) gemeinsam ist: der Ermöglichungsgrund des Wissens, und das heißt: des Wiss- und des Sagbaren. »Une telle analyse, on le voit, ne relève pas de l'histoire des idées ou des sciences: c'est plutôt une étude qui s'efforce de retrouver à partir de quoi connaissances et théories ont été possibles; selon quel espace d'ordre s'est constitué le savoir [...].«<sup>42</sup>

Seine Methode bezeichnet Foucault nicht als Ideengeschichte oder als Epistemologie, sondern metaphorisch als Archäologie. In seinem programmatischen Buch *L'archéologie du savoir* erläutert er, inwiefern seine Vorgehensweise archäologisch ist. Er verweist darauf, dass sich in den Geschichtswissenschaften der vorausgehenden Jahrzehnte das Verhältnis zwischen Dokument und Monument fundamental gewandelt habe. In der traditionellen Geschichtsschreibung sei das Dokument – selbstverständlich nach eingehender quellenkritischer Analyse – als historische Quelle benutzt worden mit dem Ziel herauszufinden, welche Ereignisse in der Vergangenheit tatsächlich und nachweislich stattgefunden hätten und wie

---

42 Michel Foucault, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966, S. 13. »Eine solche Analyse gehört, wie man sieht, nicht zur Ideengeschichte oder zur Wissenschaftsgeschichte. Es handelt sich eher um eine Untersuchung, in der man sich bemüht festzustellen, von wo aus Erkenntnisse und Theorien möglich gewesen sind, nach welchem Ordnungsraum das Wissen sich konstituiert hat [...].« (Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1971, S. 24.)

diese sich chronologisch und kausal zueinander verhielten. Dokumente dienten bei dieser Vorgehensweise als Spuren der Vergangenheit, als »le langage d'une voix maintenant réduite au silence«.43 In der neueren Geschichtsschreibung dagegen rücke das Dokument als solches zunehmend in den Fokus der Aufmerksamkeit. Es gehe nicht mehr primär darum, ein Dokument zu interpretieren oder seinen Wahrheitsgehalt zu bestimmen, sondern darum, es von innen her zu bearbeiten (»de le travailler de l'intérieur et de l'élaborer«):44

Disons pour faire bref que l'histoire, dans sa forme traditionnelle, entreprenait de »mémoriser« les monuments du passé, de les transformer en documents et de faire parler ces traces qui, par elles-mêmes, souvent ne sont point verbales, ou disent en silence autre chose que ce qu'elles disent; de nos jours, l'histoire, c'est ce qui transforme les documents en monuments, et qui, là où on déchiffrait des traces laissées par les hommes, là où on essayait de reconnaître en creux ce qu'ils avaient été, déploie une masse d'éléments qu'il s'agit d'isoler, de grouper, de rendre pertinents, de mettre en relations, de constituer en ensembles. Il était un temps où l'archéologie, comme discipline des monuments muets, des traces inertes, des objets sans contexte et des choses laissées par le passé, tendait à l'histoire et ne prenait sens que par la restitution d'un discours historique; on pourrait dire, en jouant un peu sur les mots, que l'histoire, de nos jours, tend à l'archéologie, – à la description intrinsèque du monument.45

Um der Kürze willen sagen wir also, daß die Geschichte in ihrer traditionellen Form es unternahm, die Monumente der Vergangenheit zu »memorisieren«, sie in Dokumente zu transformieren und diese Spuren sprechen zu lassen, die an sich oft nicht sprachlicher Natur sind oder insgeheim etwas anderes sagen, als sie sagen; heutzutage ist die Geschichte das, was die Dokumente in Monumente transformiert und was dort, wo man von den Menschen hinterlassene Spuren entzifferte, dort, wo man in Hohlform zu erkennen versuchte, was sie [die Menschen] gewesen waren, eine Masse von Elementen entfaltet, die es zu isolieren, zu gruppieren, passend werden zu lassen, in Beziehung zu setzen und zu größeren Mengen zusammensetzen gilt. Es gab eine Zeit, in der die Archäologie als Disziplin der stummen Monumente, der bewegungslosen Spuren, der kontextlosen Gegenstände und der von der Vergangenheit hinterlassenen Dinge zur Geschichte tendierte und nur durch die Wiederherstellung eines historischen Diskurses Sinn erhielt; man könnte, wenn man etwas mit den Worten spielte, sagen, daß die Geschichte heutzutage zur Archäologie tendiert – zur immanenten Beschreibung des Monuments.46

---

43 Michel Foucault, *L'archéologie du savoir*, Paris 1969, S. 14.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 14f. (Hervorh. im Text).

46 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1973, S. 15 (Übers. leicht geändert).

Die Behandlung der Dokumente als Monumente gehe mit einer geänderten Aufmerksamkeit einher. Ziel der Historiker sei es nicht mehr, Kontinuitäten und Kausalitäten zu erkennen, sondern Brüche, Diskontinuitäten, Abgrenzungs- und Geltungsprobleme sichtbar zu machen. Es gehe um die Frage nach dem historischen Apriori des Wissens und um seine Transformationen. Dieses Wissen manifestiert sich Foucault zufolge potentiell in allen Dokumenten der Vergangenheit; man könne daher den Blick nicht auf bestimmte Disziplinen oder gar auf die Wissenschaften beschränken, sondern müsse auch weit entfernte Textsorten berücksichtigen. Die herkömmlichen Klassifikationsbegriffe für Texte (Buch, Werk, Text, Roman etc.) stellt Foucault grundsätzlich infrage und ersetzt sie durch abstrakte Begriffe wie *énoncé* und *événement discursif* (*discours* ist ein relativ unspezifischer Begriff, er wird von Foucault aber mithilfe der Begriffe *énoncé* und *événement* erläutert):

Une fois suspendues ces formes immédiates de continuité, tout un domaine en effet se trouve libéré. Un domaine immense, mais qu'on peut définir: il est constitué par l'ensemble de tous les énoncés effectifs (qu'ils aient été parlés et écrits), dans leur dispersion d'événements et dans l'instance qui est propre à chacun. Avant d'avoir affaire, en toute certitude, à une science, ou à des romans, ou à des discours politiques, ou à l'œuvre d'un auteur ou même à un livre, le matériau qu'on a à traiter dans sa neutralité première, c'est une population d'événements dans l'espace du discours en général. Ainsi apparaît le projet d'une description des événements discursifs comme horizon pour la recherche des unités qui s'y forment.<sup>47</sup>

Hat man diese unmittelbaren Formen der Kontinuität einmal suspendiert, findet sich in der Tat ein ganzes Gebiet befreit. Ein immenses Gebiet, das man aber definieren kann: es wird durch die Gesamtheit aller effektiven Aussagen (*énoncés*) (ob sie gesprochen oder geschrieben worden sind, spielt dabei keine Rolle) in ihrer Streuung als Ereignisse und in der Eindringlichkeit, die jedem eignet, konstituiert. Bevor man es in aller Gewißheit mit einer Wissenschaft oder mit Romanen, mit politischen Reden oder dem Werke eines Autors oder gar einem Buch zu tun hat, ist das Material, das man in seiner ursprünglichen Neutralität zu behandeln hat, eine Fülle von Ereignissen im Raum des Diskurses im allgemeinen. So entsteht das Vorhaben einer reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten.<sup>48</sup>

Eine so verstandene Diskursanalyse unterscheidet sich von der linguistischen Untersuchung der *langue*. Während die Linguistik (qua Systemlin-

47 Foucault, *L'archéologie du savoir*, S. 38f. (Hervorh. im Text).

48 Foucault, *Archäologie des Wissens*, S. 41 (Übers. leicht geändert).

guistik) nach den Regularitäten einer Äußerung und nach der Generalisierbarkeit dieser Regularitäten fragt, geht es der Diskursanalyse um die Frage der historischen Einmaligkeit einer Äußerung: »comment se fait-il que tel énoncé soit apparu et nul autre à sa place?«<sup>49</sup> In ihrer Summe ergeben die einzelnen *énoncés* beziehungsweise *événements discursifs* dann eine *pratique* beziehungsweise eine *formation discursive*, die quer steht zu einzelnen Disziplinen und dennoch ihre eigenen Regularitäten besitzt. Als Beispiel nennt Foucault seine eigene Untersuchung zur Geschichte des Wahnsinns:

La formation discursive dont la discipline psychiatrique [welche im frühen 19. Jahrhundert entstanden ist] permet de repérer l'existence ne lui est pas coextensive, tant s'en faut: elle la déborde largement et l'investit de toutes parts. [...] Cependant, malgré l'absence de toute discipline instituée [im 17. und 18. Jahrhundert], une pratique discursive était à l'œuvre, qui avait sa régularité et sa consistance. Cette pratique discursive, elle était investie dans la médecine certes, mais tout autant dans les règlements administratifs, dans des textes littéraires ou philosophiques, dans la casuistique, dans les théories ou les projets de travail obligatoire ou d'assistance aux pauvres.<sup>50</sup>

Die diskursive Formation, deren Existenz die psychiatrische Disziplin [welche im frühen 19. Jahrhundert entstanden ist] aufzufinden gestattet, ist nicht von gleicher Ausdehnung wie diese; weit davon entfernt, geht sie weit über sie hinaus und umhüllt sie von allen Seiten. [...] Es war jedoch trotz des Fehlens jeglicher etablierten Disziplin [im 17. und 18. Jahrhundert] eine diskursive Praxis am Werk, die ihre Regelmäßigkeit und ihre Konsistenz hatte. Diese diskursive Praxis war zwar in die Medizin eingebettet, aber ebenso in die Verwaltungsordnung, in die literarischen oder philosophischen Texte, in die Kasuistik, in die Theorien oder Projekte der Zwangsarbeit oder Armenfürsorge.<sup>51</sup>

Eine *pratique discursive* kann sich also in medizinischen Fachbeiträgen, in Verwaltungsvorschriften, aber auch in literarischen und philosophischen Texten manifestieren. Wenn man nun mit Foucault Wissen definiert als »ensemble d'éléments, formés de manière régulière par une pratique discursive«,<sup>52</sup> dann wird klar, dass sich so verstandenes Wissen selbstverständlich auch in literarischen Texten manifestieren kann. Wissen ist nicht primär an Disziplinen oder gar an (Natur-)Wissenschaften gebunden, sondern an diskursive Praktiken.

---

49 Foucault, *L'archéologie du savoir*, S. 39.

50 Ebd., S. 234.

51 Foucault, *Archäologie des Wissens*, S. 255 (Übers. leicht geändert).

52 Foucault, *L'archéologie du savoir*, S. 238.

Foucaults Wissensbegriff ist kein philosophischer und kein wissenschaftlicher, sondern ein diskursiver beziehungsweise wissenssoziologischer. Unter Wissen versteht er das, was in einer bestimmten historisch eingrenzbar Zeit von den in dieser Zeit lebenden Menschen für wahr gehalten wird, nicht das, was objektiv wahr ist (wobei wir ja schon gesehen haben, dass es schwer fällt zu bestimmen, was objektiv wahr ist). Was ihn interessiert, sind die Möglichkeitsbedingungen und diskursiven Ordnungen dieses Wissens.

## 2.5 Poetologie des Wissens

In Anknüpfung an Foucault hat Joseph Vogl das Konzept einer Poetologie des Wissens entwickelt. Programmatisch skizziert Vogl dieses Konzept in seiner Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band *Poetologien des Wissens um 1800*. Von Foucault übernimmt Vogl folgende drei »Orientierungen für eine Geschichte des Wissens«:<sup>53</sup> (1) Die Gegenstände des Wissens werden weniger in den Disziplinen oder Wissenschaften bereitgestellt, als vielmehr an den Rändern derselben. (2) Es werden Wissensbereiche privilegiert betrachtet, »die einen positiven inneren Zusammenhang ausweisen und dennoch nicht die Dignität eines instituierten Fachgebiets, exemplarischer Modellbildung oder einer epistemologisch gesicherten Kohärenz erlangen konnten.« Diese Betrachtungsweise führt zur Entdeckung von Wissensbereichen, deren Objekte »in einer gewissen Verstreuerung existieren« (zum Beispiel das anthropologische Wissen romantischer Naturphilosophie, »das sich nicht zuletzt als eine hybride Verbindung aus physikalischen Grundannahmen, medizinischen Einsichten, magnetistischen Hypothesen und literarischen Einfällen beschreiben lässt«). (3) Die zu untersuchenden Wissensformen sind nicht auf Texte eingrenzbare, sondern sie situieren sich in einem Raum, »der eine textuelle Pragmatik und ein dichtes Gefüge aus diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken organisiert«.

Die so verstandene Geschichte des Wissens »führt Problematisierungsweisen dessen vor, was man Wahrheit oder Erkenntnis nennen könnte«.<sup>54</sup> Sie wird konzipiert als Poetologie des Wissens, »die das Auftauchen neuer

---

53 Joseph Vogl, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 7–16, hier S. 12.

54 Ebd., S. 13.

Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche zugleich als Form ihrer Inszenierung begreift.«<sup>55</sup> Wichtige Bezugsautoren für Vogl sind – neben Foucault – vor allem Friedrich Nietzsche (insbesondere seine These, wonach der philosophische Wahrheitsdiskurs auf dem Vergessen einer »primitiven Metaphernwelt« beruhe),<sup>56</sup> Hayden White (der die Auffassung vertritt, dass Geschichtsschreibung sich als poetischer Akt beschreiben lasse)<sup>57</sup> und Gilles Deleuze (der über Foucaults Diskursanalyse sagt, dass ihre wesentliche Innovation darin bestehe, Wissenschaft und Poesie gleichermaßen als Wissen zu behandeln).<sup>58</sup> Vogl zieht aus den Überlegungen von Hayden White den Schluss: »jeder epistemologischen Klärung geht eine ästhetische Entscheidung voraus.«<sup>59</sup> In solcher Absolutheit lässt sich das sicher nicht aufrechterhalten beziehungsweise man müsste genau definieren, was man jeweils unter *ästhetisch* versteht. Zutreffend scheint mir indes die mit dieser Auffassung implizierte Abkehr von dem naiven Glauben, es gäbe einen unverstellten Zugang zur Welt der Dinge an sich und dieser Zugang sei der Philosophie und den exakten Wissenschaften vorbehalten. Nützlich scheinen mir ebenfalls die von Vogl vorgeschlagenen Möglichkeiten der Relationierung von Literatur und Wissen:

Literatur ist selbst eine spezifische Wissensformation, dort etwa, wo sie zum besonderen Organ und Medium von Einheiten wie Werk oder Autor geworden ist; Literatur ist Gegenstand des Wissens, dort etwa, wo sie eine bestimmte Art des Kommentierens hervorgerufen und die Möglichkeit eines eigentümlichen Sprechens über das Sprechen geschaffen hat; Literatur ist ein Funktionselement des Wissens, dort etwa, wo sie, wie in der geistesgeschichtlichen Tradition, das Feld einer schöpferischen Subjektivität auf herausragende Weise besetzt; und Literatur wird schließlich durch eine Ordnung des Wissens selbst produziert, dort

---

55 Ebd.

56 »Was also ist Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen.« (Friedrich Nietzsche, »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn«, in: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Karl Schlechta, München 1980, Bd. 5, S. 309–322, hier S. 314.)

57 Vgl. Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1973.

58 Vgl. Gilles Deleuze, *Foucault*, übers. v. Hermann Koczyba, Frankfurt a. M. 1987, S. 169, zitiert nach Vogl, »Einleitung«, S. 14.

59 Ebd., S. 13f.



etwa, wo ihre Sprache wie keine andere beauftragt scheint, das Uneingestehbare zu sagen, das Geheimste zu formulieren, das Unsagbare ans Licht zu holen.<sup>60</sup>

Literatur wird von Vogl mithin in vier unterschiedliche Relationen zum Wissen gestellt: Sie ist (1) eine Wissensformation, produziert oder inkarniert also eine Art des Wissens; sie ist (2) ein Gegenstand des Wissens, das heißt, sie wird von einem für Wissen zuständigen System aus beobachtet; sie ist (3) ein Funktionselement des Wissens, das heißt, sie partizipiert an einem ihr übergeordneten Wissen als dessen ausübendes Organ; sie ist (4) das Produkt einer Wissensordnung. Dadurch erklärt sich, dass es möglich und legitim ist, in der Literatur nach Spuren und Beständen, mit Foucault gesprochen: nach diskursiven Praktiken des Wissens zu suchen. Vogls Funktionsbestimmungen berühren sich im Übrigen mit den zu Beginn der vorliegenden Untersuchung vorgeschlagenen Relationierungstypen: Wenn er Literatur als »spezifische Wissensformation« betrachtet, so entspricht dies unserem Punkt 3 (Literatur generiert Wissen); seine Auffassung von Literatur als einem »Funktionselement des Wissens« überschneidet sich zum Teil mit unserem Punkt 1 (Literatur importiert Wissen), ebenso wie sein Punkt 4 (»Literatur wird schließlich durch eine Ordnung des Wissens selbst produziert«). Die Möglichkeit einer grundlegenden Differenz beziehungsweise Inkompatibilität von Literatur und Wissen findet bei Vogl keine Erwähnung. Umgekehrt kommt in der von mir vorgeschlagenen Typologie die Literatur als Gegenstand des Wissens nicht vor, denn diese Möglichkeit unterscheidet Literatur nicht von anderen Gegenständen wie etwa Regenwürmern oder Neutronen und ist daher nicht spezifisch für Literatur.

### 3. Schlussfolgerungen

Zum Abschluss sollen nun aus dem Gesagten einige Schlussfolgerungen gezogen werden, um zu explizieren, worin die Besonderheit des Zusammenhangs von Wissen und Literatur besteht – denn dass Literatur eine bloße Verdoppelung lebensweltlichen Wissens sein sollte, wäre systemtheoretisch betrachtet wenig plausibel.

(1) Wenn das besondere Merkmal literarischer Texte darin besteht, dass sie die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf sich selbst und auf ihre

---

60 Ebd., S. 15.

sprachliche Verfasstheit lenken, so bedeutet das für das in literarischen Texten enthaltene Wissen, dass dieses ebenfalls einer Codierung qua Form unterliegt und als Wissen nur zugänglich wird, wenn man diese Form mit berücksichtigt. Beispielhaft hierfür möchte ich noch einmal die oben zitierten Beiträge von Weertje Willms und Christian Kohlroß nennen. So schreibt Willms, dass es »die spezifische Darstellungsform des literarischen Textes möglich« mache, »einen Einblick in die Welt der Psychose zu erhalten, da sie die Krankheit gleichsam *von innen*« schildere. »Durch die ihr eigenen spezifischen Mittel (Fokalisierung, Erzählerstimme, Tempus, sprachliche Gestaltung) kann die Literatur die Krankheit aus der Innenperspektive schildern und so auf je unterschiedliche Weise anschaulich und begreiflich machen – durch Empathie oder durch gequältes Abgestoßenwerden.«<sup>61</sup> Kohlroß spricht der Literatur die Funktion zu, gemeinsam mit der Philosophie und den Wissenschaften an der »Erschließung der Gründe für unseren Gebrauch von Begriffen« zu arbeiten. Dieses »Erschließen der Gründe« geschehe aber in der Literatur »nicht über das Argumentieren, logische Schließen oder Beobachten realer Sprecher [...], sondern über die Darstellung.«<sup>62</sup> Die besondere Fähigkeit der Literatur bestehe, so Kohlroß, darin, dass sie durch ihre jenseits der verfügbaren Begriffe angesiedelten Darstellungen (etwa von Stolz in Jane Austens *Pride and Prejudice*) unser Wissen um die Welt und die *conditio humana* erweitern könne. Das durch literarische Darstellungen generierte Wissen verhält sich demnach komplementär zu dem begrifflichen Wissen. Es handelt sich um eine alternative Form des Wissens, welches sich nicht auf Begriffe reduzieren lässt, sondern für sich selbst steht und nur im Prozess der Rezeption des literarischen Textes – und das meint immer auch der Wahrnehmung seiner formalen Eigenschaften – zu haben ist. Man könnte auch sagen: Es ist eine emergente Form von Wissen.

(2) Literatur kann sich explizit mit epistemologischen Fragen auseinandersetzen, das heißt sie kann solche Fragen auf der Ebene des Dargestellten oder auch auf der Ebene der Darstellung (Kommentar, Reflexion, Deskription) thematisieren. Indem Literatur dies tut, kann sie solche Fragen zu Zwecken der Selbstbeschreibung nutzen; die Darstellung von Wissen beziehungsweise Wissenschaft kann in literarischen Texten als poetologische Metapher eingesetzt werden. Dies ist etwa dann der Fall, wenn wie in Julio Cortázers Roman *Rayuela* (1963) auf eine aktuelle naturwissenschaft-

---

61 Willms, »Wissen um Wahn und Schizophrenie«, S. 103 (Hervorh. im Text).

62 Kohlroß, »Ist Literatur ein Medium?«, S. 31.

liche Erkenntnis Bezug genommen wird – die von dem schwedischen Neurobiologen Holger Hyden gemachte Entdeckung, dass sich Denken als Abfolge chemischer Prozesse im Gehirn beschreiben lasse – und eine der Romanfiguren, der Schriftsteller Morelli, daraus den Schluss zieht, dass man angesichts dieser Erkenntnis in einem Roman nicht mehr mit herkömmlichen psychologischen Kategorien operieren könne, sondern diese durch chemische Kategorien ersetzen müsse.<sup>63</sup>

(3) Indem Literatur sich durch die Thematisierung oder Darstellung epistemologischer Sachverhalte oder Modelle selbst beschreibt, erfolgt in der Moderne häufig auch eine Reflexion über die Grenzen der Systeme. In der mit Balzac beginnenden literarischen Reihe des wirklichkeitsdarstellenden Romans kommt es regelmäßig zur poetologischen Funktionalisierung wissenschaftlicher Modelle (etwa bei Flaubert, Zola, Proust, Pirandello, Svevo, Musil u. a.). Diese Selbstbeschreibung steht explizit häufig unter dem Zeichen der Rivalität zwischen Literatur und Wissenschaft.<sup>64</sup> Tatsächlich zeigt sich bei genauerer Hinsicht, dass die Literatur durch solches Rivalisieren mit dem fremden System Wissenschaft ihre eigenen Grenzen und damit auch die Grenzen des fremden Systems auslotet. Besonders sinnfällig wird dies in Hybridtexten wie Flauberts *Bouvard et Pécuchet*, Musils *Mann ohne Eigenschaften*, Borges' *Ficciones* oder Calvins *Palomar* – Texten, deren Gattungszugehörigkeit unklar ist und die die Entscheidung, ob sie Literatur, Wissenschaft oder etwas anderes sind, schlicht verweigern beziehungsweise dem Leser überlassen.

Wir erkennen also, dass es erst durch die Kombination von Systemtheorie (Theorie der funktionalen Ausdifferenzierung und der Nicht-Substituierbarkeit der Systeme) und Diskursanalyse (Theorie der diskursiven Dispersion des Wissens) möglich wird, die Komplexität des Verhältnisses von Literatur und Wissen zu erfassen und darzustellen. Selbstverständlich bleibt es aus einer bestimmten Perspektive nach wie vor richtig zu behaupten, dass die Literatur in der modernen Gesellschaft nicht die primäre Funktion hat, Wissen zu generieren. Andererseits bleibt festzuhalten, dass, wie Foucault und nach ihm andere gezeigt haben, das Wissen als diskursive Praxis gewissermaßen quer steht zu den offiziellen Funktionssystemen einer Gesellschaft. Seismographischer Ausdruck dieses Widerspruchs sind literarische Texte wie die oben erwähnten von Flaubert, Musil, Bor-

63 Julio Cortázar, *Rayuela*, Madrid 1987, Kap. 62, S. 376–379.

64 Vgl. hierzu Allen Thiher, *Fiction Rivals Science. The French Novel from Balzac to Proust*, Columbia/London 2001.

ges und anderen. Allerdings lässt sich der Status dieser Texte nur durch die Kombination der genannten Theorien beschreiben. Die oben ange-  
stellten Überlegungen stimmen überein mit der Annahme, dass es keine  
ontologische Wahrheit gibt, die man unvermittelt beobachten, erkennen  
und darstellen kann – auch nicht die Wahrheit über den epistemischen  
Status der Literatur. Jede Beobachtung beziehungsweise Erkenntnis ist  
theorie- und beobachterabhängig. Dies wird im Eifer des Gefechts nur all-  
zu leicht vergessen. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, das Ver-  
gessene oder Ausgeblendete sichtbar zu machen. Dass sie dabei selbst  
nicht in der Lage sein kann, absolutes Wissen zu produzieren, sollten ihre  
Protagonisten nicht aus dem Auge verlieren.

### Literaturhinweise

- Alighieri, Dante, *Convivio*, hg. v. Giorgio Inglese, Milano 2<sup>1999</sup>.
- April, Robert S., »Zola's Utopian Novels. The Use of Scientific Knowledge in Literary New World Models«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 167–189.
- Barjonet, Aurélie, »Zola, die Wissenschaft und die deutsche Literaturwissenschaft«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 191–216.
- Bunia, Remigius, *Faltungen. Fiktion, Erzählen, Medien*, Berlin 2007.
- Cortázar, Julio, *Rayuela*, Madrid 1987.
- Diderot, Denis, »Explication détaillée du système des connaissances humaines«, in: Alain Pons (Hg.), *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers (articles choisis)*, Bd. 1, Paris 1986, S. 185–200.
- Foucault, Michel, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966.
- , *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1971.
- , *L'archéologie du savoir*, Paris 1969.
- , *Archäologie des Wissens*, übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1973.
- Freud, Sigmund, *Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva* (1907), in: *Studienausgabe*, hg. v. Alexander Mitscherlich et al., Bd. 10, Frankfurt a. M. 1969, S. 9–85.
- Genette, Gérard, *Fiction et diction*, Paris 1991.
- Goethe, Johann Wolfgang, *Die Wahlverwandtschaften*, in: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 6, Nachdruck: München 1982, S. 242–490.

- Grimm, Jacob und Wilhelm, »Rothkäppchen«, in: *Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Urfassung 1812/1814. Mit einem Nachwort von Peter Dettmering, Bd. 1, Lindau o. J., S. 78–81.
- Havelock, Eric A., *Preface to Plato*, Cambridge 1963.
- , *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*, Princeton 1982.
- Jakobson, Roman, »Linguistics and Poetics« (1960), in: ders., *Selected Writings*, hg. v. Stephen Rudy, Bd. 3: *Poetry of Grammar and Grammar of Poetry*, Den Haag/Paris/New York 1981, S. 18–51.
- Klinkert, Thomas, »Was ist Literatur?«, in: ders., *Einführung in die französische Literaturwissenschaft*, Berlin <sup>5</sup>2017, S. 20–34.
- Kohlroß, Christian, »Ist Literatur ein Medium? Heinrich von Kleists *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* und der Monolog des Novalis«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800*, Berlin/New York 2008, S. 19–33.
- Köppe, Tilmann, »Vom Wissen in Literatur«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, N. F. 17/2 (2007), S. 398–410.
- Luhmann, Niklas, *Einführung in die Systemtheorie*, hg. v. Dirk Baecker, Darmstadt 2003.
- Nietzsche, Friedrich, »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn«, in: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Karl Schlechta, München 1980, Bd. 5, S. 309–322.
- Petersen, Jürgen H., *Mimesis – Imitatio – Nachahmung. Eine Geschichte der europäischen Poetik*, München 2000.
- Pethes, Nicolas, »Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht«, in: *IASL* 28/1 (2003), S. 181–231.
- Prendergast, Christopher, *The Order of Mimesis. Balzac, Stendhal, Nerval, Flaubert*, Cambridge 1986.
- Rösler, Wolfgang, »Die Entdeckung der Fiktionalität in der Antike«, in: *Poetica* 12 (1980), S. 283–319.
- Schlaffer, Heinz, *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>2005.
- Searle, John R., »Der logische Status fiktionaler Rede« (1974/75), in: Maria E. Reicher (Hg.), *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit*, Paderborn 2007, S. 21–36.
- Šklovskij, Viktor, »Der Zusammenhang zwischen den Verfahren der Sujetfügung und den allgemeinen Stilverfahren« (1916), in: Jurij Striedter (Hg.), *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, München <sup>4</sup>1988, S. 37–121.
- , »Kunst als Verfahren« (1916), in: Jurij Striedter (Hg.), *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, München <sup>4</sup>1988, S. 3–35.
- Thiher, Allen, *Fiction Rivals Science. The French Novel from Balzac to Proust*, Columbia/London 2001.
- Vogl, Joseph, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999, S. 7–16.

## II. Zur literarischen Prozessierung von Wissen

- Warning, Rainer, »Kompensatorische Bilder einer ›wilden Ontologie‹: Zolas *Les Rougon-Macquart*«, in: *Poetica* 22 (1990), S. 355–383; wiederabgedruckt in: ders., *Die Phantasie der Realisten*, München 1999, S. 240–268.
- , »Poetische Konterdiskursivität. Zum literaturwissenschaftlichen Umgang mit Foucault«, in: ders., *Die Phantasie der Realisten*, München 1999, S. 313–345.
- White, Hayden, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1973.
- Willms, Weertje, »Wissen um Wahn und Schizophrenie bei Nikolaj Gogol' und Georg Büchner. Vergleichende Textanalyse von *Zapiski sumasšedšego* (Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen) und *Lenz*«, in: Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin/New York 2008, S. 89–109.
- Zola, Émile, *Le Roman expérimental*, Paris 1880.